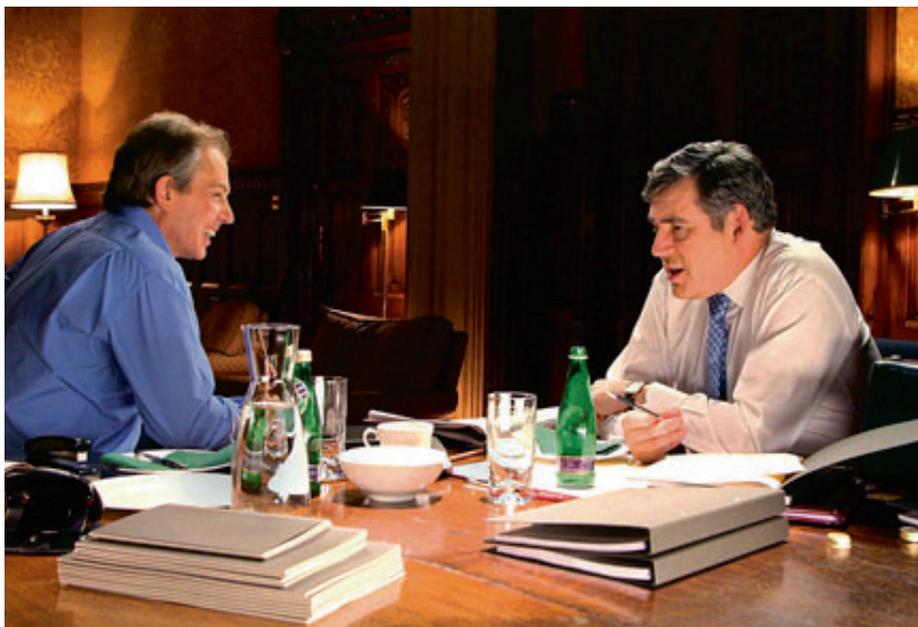


GROSSBRITANNIEN

# Der demütige Missionar

Diese Woche übernimmt Gordon Brown, Labours ewiger Zweiter, das Regierungsruder von seinem Weggefährten Tony Blair. Der bisherige Schatzkanzler will das Land gerechter machen. Und er muss einer Partei, die viel an Schwung verloren hat, neue Glaubwürdigkeit verleihen.



PICTURE ALLIANCE / DPA

**Premier Blair, Nachfolger Brown:** „Es wurden Fehler gemacht“

Es ist kurz nach sechs Uhr, als sich die Wolken über Leicester schwarz färben und ein Gewitter über der Provinzstadt im Herzen Englands niedergeht. Gordon Brown, 56, legt keinen Wert auf eilig aufgespannte Regenschirme. Die wenigen Meter von seiner Limousine zur Gemeindehalle reichen, um seinen Anzug nass werden zu lassen.

Brown trägt die Wasserflecken mit Stolz, es ist eine Geste, die gut ankommt in dem Gebäude namens Peepul Centre – geplant und gebaut, um überseeischen Kulturen im kühlen Großbritannien eine Heimat zu geben. „Oh Happy Day“ singt der Gospelchor mit einer Lautstärke, die den Donner draußen übertönt. Brown greift nach den sich ihm entgegenreckenden Händen, eilig, wahllos, grapschig – wie ein Mann, der sich nach einer langen Ehe zum ersten Mal allein vor den Regalen eines Supermarkts wiederfindet und zehn Minuten vor Ladenschluss den Wochenendeinkauf erledigen will.

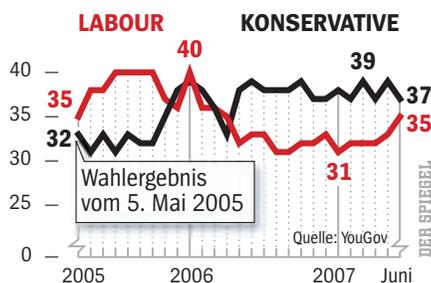
Es ist eine neue Rolle für ihn. Er, das stets ein wenig grimmig wirkende Arbeitstier aus dem Schatzkanzleramt, der Dr. Seltsam mit den Zahlenkolonnen, von dem sogar Parteikollegen sagen, dass er ein Kontrollfreak sei – er soll hier den publikumsnahen Menschenfreund geben. Er soll rüberkommen

als einer, dem die Briten zutrauen, das Land zu führen. Und mit dem sie sich vorstellen könnten, im Pub ein Bier zu trinken.

Seit Premierminister Tony Blair Anfang Mai erklärte, am 27. Juni zurücktreten zu wollen, und seit sich die Labour-Fraktion sieben Tage später mit 313 Stimmen dazu bekannte, Brown als Blairs Nachfolger zu wählen – ohne dass ein Gegenkandidat nominiert worden wäre –, befand sich Großbritannien in einer politischen Flaute. Der Kabinettschef begab sich auf eine siebenwöchige Abschiedstournee in die Machtzentren rund um den Globus, und Brown

## Labour unter Blair

„Wenn morgen Wahl wäre, welche Partei würden Sie wählen?“ Angaben in Prozent



gelobte – ganz demütiger Arbeiter im Weinberg des Herrn –, eine „listen and learn“-Reise durch die Problembezirke der Insel zu unternehmen. Durch Provinzstädte wie Leicester also, wo früher Textilien und Schuhe hergestellt wurden und die Bewohner, die inzwischen fast zur Hälfte aus der Karibik, Afrika und vom Indischen Subkontinent kommen, nunmehr den Weg in die Hightech- und Dienstleistungsgesellschaft suchen.

Zuhören und lernen: Brown steht jetzt auf der Labour-rot umrandeten Bühne und versucht, ein Publikum aus Kebab-Shop-Besitzern, Ärzten, Lehrern und Mobilfunkverkäufern zu erobern. 13 Jahre war er der ewige Zweite bei Labour, jetzt sind es nur noch wenige Tage, dann hat er sein Ziel erreicht. Ein Ziel, von dem viele Experten zwischendurch glaubten, dass es ihm für immer versagt bleiben würde: das, was sie in Großbritannien den Top Job nennen – die Nummer eins.

Brown, der früher dafür berüchtigt war, ein Volksfest binnen Sekunden in ein akzentrockenes Seminar der Politologie zu verwandeln, strengt sich an, locker zu sein. Er erzählt einen Witz: Der ehemalige schwedische Premier Olof Palme weilt auf Staatsbesuch in Washington, als Ronald Reagan dazukommt. „Was will der Kommunist bei uns?“, fragt Reagan einen Berater vor dem Treffen. „Palme ist kein Kommunist, er ist ein Anti-Kommunist“, klärt der Berater den amerikanischen Präsidenten auf. „Mir egal, was für eine Sorte Kommunist er ist. Was will er?“, beharrt Reagan.

Ein feiner Witz, bei dem die Angehörigen der Think-Tanks von New Labour wahrscheinlich vor Lachen nach Luft schnappen würden. Aber hier in Leicester muss der designierte Premierminister sein gewaltiges Haupt nach vorn schieben, um die wenigen Kicherer hören zu können.

Brown scheint das nicht zu stören. Er, der Sohn eines Predigers, ist erfüllt von der Mission, seine und Labours Macht zu sichern. Er verspricht, das Land besser und fairer zu machen, zum Vorbild für den ganzen Erdball. Nicht nur in Großbritannien solle jedes Kind die Chance bekommen, sein volles Potential zu erreichen, fordert er, sondern „auf der ganzen Welt“.

Es ist seltsam. Brown verheißt den Nachkommen der Zuwanderer aus dem



Schatzkanzler Brown (vor seinem Londoner Amtssitz): Rückkehr der Ernsthaftigkeit

ehemaligen Commonwealth eine bessere Zukunft, aber der Applaus bleibt höflich, er kommt ganz und gar nicht spontan. Ein großer Dirigent plötzlicher Emotionen wie sein Vorgänger Blair wird Brown nie werden. Er pflegt mehr den schottischen Gospel, seine Rede wirkt wie ein schwer dahintreibender, dunkler Strom.

Manchmal hat man das Gefühl, da vorne stehe ein Polit-Roboter, der mit sich selbst spricht. „Ich war nie der Auffassung, dass Präsentation substantielle Politik ersetzen kann“, hat Brown gesagt, als er seine Kandidatur begründete. Und dass er nichts von einer „Politik der Promis“ halte, sondern eine „demütige Regierung“ verspreche.

Die Probleme Browns bei der Nachfolge Blairs beschränken sich nicht auf seine bescheidene Kraft bei öffentlichen Auftritten. Vor allem muss er, von Number 11 in Number 10 Downing Street umgezogen, die Partei einigen, ihr neue Wucht verleihen, das dahinschwindende Vertrauen bei den Wählern zurückzugewinnen.

Brown muss die Kontinuität von New Labour garantieren, und er muss gleichzeitig einer Partei, die durch Spendenaffären und einen desaströsen Krieg im Irak in Misskredit geraten ist, neue Glaubwürdigkeit verleihen.

Um den noch amtierenden Premier nicht zu düpieren, hielt Brown sich mit Entwürfen, die von Blairs Linie abweichen, bislang zurück. Wie Blair bekennt sich Brown zu weiteren Reformen im Gesundheits- und Bildungssystem, wie Blair fordert er eine die Grundrechte einschränkende, harte Linie bei der Terrorismusbekämpfung. Nur in der Irak-Frage wagt er sich ein wenig aus der Deckung. „Es wurden Fehler gemacht“, sagt Brown: In Zukunft komme es vor allem darauf an, „Herzen und Verstand“ der vermeintlichen Gegner zu gewinnen.

Europa steht Brown, der als Schatzkanzler im Jahr 2003 Blair den Beitritt zum Euro verweigerte, skeptisch gegenüber. Um den bisherigen Premier von weitreichenden Zugeständnissen abzuschrecken, ließ er vor dem Brüsseler Gipfel indirekt mit einer Volksabstimmung drohen.

Nein, ganz so ausgeprägt sei Browns Euroskeptizismus nun wieder nicht, meint Anthony Giddens, ein Mann, der Schatzkanzler wie Bisher-Premier aus nächster Nähe kennt. Man kann den Lord im Bistro Oriel treffen, einer vornehmen Adresse im Londoner Nobelviertel Chelsea. Der Soziologieprofessor hat 1998 ein Buch geschrieben, das er eigentlich nur die „Erneuerung der Sozialdemokratie“ nennen wollte. Stattdessen taufte er es um in „Der dritte Weg“ – und wurde weltberühmt. Für Clinton, Blair, teils auch für Schröder, war Giddens mit seiner Synthese vom globalisierten Kapitalismus und bezahlbaren Sozialstaat ein Spiritus Rector.

Giddens sieht es als absolut notwendig an, dass New Labour nach zehn Jahren an

der Regierung erneuert werden muss – will die Partei die nächste Wahl gewinnen. Dass der Chefmechaniker dabei Brown heißen wird, begrüßt der Professor. „Die Devise wird nicht mehr lauten: ‚Du musst mich mögen, ich bin Tony Blair‘, sondern: ‚Du kannst mir vertrauen, weil ich ein seriöser Politiker bin‘. Wir werden eine Rückkehr der Ernsthaftigkeit erleben“, sagt Giddens.

Brown sei der erfolgreichste Schatzkanzler in der britischen Geschichte, er habe mit seiner Wirtschaftspolitik die Grundlage für den zehnjährigen Boom gelegt, der Labour nach 1997 zwei weitere Wahlsiege bescherte. Trotzdem hätten sich auf dem richtig konstruierten Fundament Exzesse entwickelt, die Brown in den Griff bekommen müsse. „Es könnte nötig sein, dass man den Kapitalismus vor sich selbst retten muss“, sagt Giddens und meint jene neue Kaste der Superreichen, die in Chelsea und anderen guten Vierteln die Immobilienpreise in schwindelerregende Höhen treiben – ohne der Gesellschaft etwas zurückzugeben.

Die andere Großbaustelle für den Lord ist die Beziehung New Labours zur gegenwärtigen amerikanischen Regierung. „Ich stehe der Bush-Administration sehr feindlich gegenüber“, sagt Giddens: „In Zukunft würde ich sehr ungern eine Regierung, die links der Mitte steht, so nahe an einer Regierung sehen, die ideologisch so weit rechts ausgerichtet ist.“

Er spricht aus, was viele Mitglieder der Labour Party hoffen – dass Brown die Partei wieder ein Stück nach links führen wird. Blair, dem Großbürgersohn und Oxford-Absolventen, verdankt Labour den Weg zurück an die Macht, doch geheuer war der Premier vielen der Labour-Abgeordneten nie. Sie haben ihm nicht verziehen, dass sein Herz mehr für die Erfolgreichen zu schlagen scheint als für jene, die sich schwertun im Leben. Zum Beispiel für Leute wie die in Kirkcaldy.

Kirkcaldy an der Ostküste Schottlands ist ein Ort, an dem über Generationen vor allem eines vererbt wurde: Sorgen. Unerbittlich schlägt die Nordsee an die graue Küste. Als Gordon Brown hier in den fünfziger Jahren aufwuchs, hatte der Geruch des Meerwassers keine Chance gegen den Gestank der Linoleumfabriken. „Es ist leichter, in Kirkcaldy einen Diamanten zu finden als einen Thatcher-Fan“, sagt Jimmy Cooper, Labour-Anhänger seit einem halben Jahrhundert und einer, der Brown lange kennt.

Cooper hörte früher Browns Vater in der St. Brycedale Church pre-



Eheleute Gordon, Sarah Brown: Neue Wucht

digen. Auf harten Holzbänken, ohne Heizung, lehrte der alte Brown, dass das Individuum der Gesellschaft nutzen müsse und dass es eine Pflicht sei, die Welt weniger ungerecht zu machen durch harte Arbeit.

Niemand in Kirkcaldy, sagt Cooper, sei prädestinierter gewesen, diesen Auftrag zu erfüllen, als der junge Brown. Zwei Klassen übersprungen, Schulbester, Hochschulreife mit 16. Bei einem Rugby-Spiel nicht einmal ein Jahr später erlitt er eine Netzhautablösung, erblindete fast. Er war gezwungen, sechs Monate in einem dunklen Zimmer zu liegen, ohne Bücher, voller Angst. Sein linkes Auge blieb blind. Browns Lachen schien fortan eine Spur kälter.

Seit Studenienzeiten Mitglied bei Labour, schaffte Brown 1983 den Sprung nach

Westminster, wo er sich ein fensterloses Büro mit einem anderen Neuling teilte: Tony Blair. Beide erlebten den Triumph der konservativen Revolution von Margaret Thatcher und den stetigen Niedergang der in alten Kampfkonzerten gefangenen Labour Party. Zusammen mit Männern wie Anthony Giddens entwickelten sie eine moderne Vision der alten Arbeiterpartei. Als Brown nach dem Triumph von 1997 Schatzkanzler wurde, entließ er als Erstes die Bank von England in die Unabhängigkeit.

Die Tony-und-Gordon-Show begann: hier der mürrische Prediger und Zahlenakrobat Brown, dort der rotwangige Anwalt und Charmeur Blair. „Sie sind der Lennon und der McCartney der britischen Politik“, schrieb Giddens.

So innovativ die Zusammenarbeit war, Harmonie gab es selten. Blair – so heißt es – hielt sich auch nicht an die Abmachung, dass Brown nach zwei Amtszeiten sein Nachfolger

werden würde. Er zögerte die Übergabe länger hinaus, als es allen gutgetan hätte. Erst vor einigen Wochen, als sich partout kein Gegenkandidat zu Brown finden wollte, sicherte ihm der Premier seine Unterstützung zu.

Seit feststeht, dass Brown die Geschäfte des Premiers übernimmt, läuft es nicht schlecht für ihn und seine Partei: Läppische zwei Punkte liegt Labour jetzt hinter den Konservativen – vor sieben Wochen waren es noch zehn. In den Kategorien Führungskraft, Entschlossenheit und Ehrlichkeit hat Brown den Vorsitzenden der Konservativen, David Cameron, deklariert.

Cameron, so sieht es aus, ist Browns wichtigstes Kapital beim Kampf um die Macht. Er, der den Ruf hat, der Blair der Konservativen zu sein, vergrößert ungewollt die Aura der bulligen Sachkompetenz, die Brown umgibt – und wirkt selbst wie ein Pfadfinder, der sich zu den Erwachsenen an den Tisch geschlichen hat. Ein netter Kerl in kurzen Hosen, den man nicht für voll nimmt.

Wenn Brown Mittwoch dieser Woche endlich den Top Job antreten darf, wird es keinen Triumphzug geben wie 1997, als Blair mit fahnen-schwingenden Passanten in Number 10 Downing Street einzog.

Es wird eher business as usual. Aber es ist nicht auszuschließen, dass der Sohn eines schottischen Presbyterianers sich trotzdem etwas Besonderes leistet an diesem Tag, den er seit 13 Jahren herbeigesehnt hat. Wer weiß, möglicherweise ist es sogar ein Lächeln. THOMAS HÜETLIN



Student Brown (1972): Hochschulreife mit 16